

Tanzweise

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **19 (1929)**

Heft 14

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637529>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ginnen. Dosterhout! Wideln Sie die Augengläser, die ich Ihnen gab, in diese Zeitungskorrektur, und gehen Sie damit zu meinem Freund Ipenbuur vom „Telegraaf“. Er hat sie mir geliehen, und er hat auch das Extrablatt für mich setzen lassen. Seien Sie ganz ruhig, er ist ein ungewöhnlicher Zeitungsmensch, er hält den Mund! Die beste Strafe ist die, die die erziehlichste ist. Darum können Sie weiter in der Bodega bleiben. Und jetzt gute Nacht, Dosterhout, schlafen Sie wohl!“

Der Kellner sah mit hängendem Unterkiefer da. Der Doktor wandte sich um und fügte freundlich hinzu:

„Ja, richtig — vergessen Sie auch nicht, sich einen neuen Zwider aus Fensterglas anzuschaffen! Sonst könnte es vielleicht geschehen, daß Beeldemater dies in Zusammenhang mit jenen anderen Glaswaren bringt, die aus der Bodega verschwunden sind.“

Eine Welle im Meer.

I.

Die Frühlingsnacht lag wie ein feiner, grüner Schleier über Amsterdam. Die frischbelaubten Bäume der Kanäle hatten dieselbe Farbe wie das Wasser, das sie spiegelte; der Himmel, der die mattweißen Sterne trug, war feucht lagunengrün. Kein Schritt erklang, kein Ruderschlag war zu hören. Die Kanäle schliefen, die Bäume vor den Giebelhäusern standen traumstill, nur die Kreise der Bogenlampen in ihren feinen Laubwolken zeigten, daß dies eine lebende Stadt war. Wenn Prinzessin Dornröschen im königlichen Palais der Stadt regiert und gerade ihren weißen Zeigefinger an einer Spindel aus Brabant gestochen hätte, die Stille hätte nicht tiefer sein können.

So dachte ein einsamer Mann, der auf einer der gebogenen Brücken am Dudezijs Achterburgwal stand und ebenfalls zu schlummern schien. In langen Atemzügen sog er die Luft der grünen Frühlingsnacht ein — ein Destillat von Düften, ebenso schwer und berauschend wie einer der grünen Liköre des Landes. Und als er eben noch so dachte, wurde die kristallklare Stille plötzlich durch einen Laut zerrissen. Jemandwo in der Nähe, keine hundert Meter weit weg, knallte ein Schuß. Pang, gab das Echo zwischen den schlummernden Häusern zurück; pang, pang, floß es in unsichtbaren Kreisen zwischen den Mauern der Kanäle dahin, über das schlummernde Wasser, bis es in einem Hauch erstarb, der die zarten Laubkronen kräuselte. Ein Schuß! Ein Revolver schuß! Einige Augenblicke herrschte Schweigen; dann hörte man noch einen undeutlichen Laut — war es eine Türe, die ins Schloß fiel? Waren es fliehende Schritte? Der Mann an der Brücke raffte sich auf. Wer war das, der in diese träumende Frühlingsnacht hineinschoß? Er mußte nachsehen, er mußte handeln. Er ließ das Geländer der Kanalbrücke los und eilte dem Gäßchen zu, von dem der Laut zu kommen schien.

Aber wie er auch suchte, er fand nichts. Die Gäßchen, die sich zum Achterburgwal hinunterschlängelten, schlummerten friedlich, der Schuß, der ihr Echo geweckt hatte, hatte nichts anderes geweckt. Er durchstreifte eins nach dem anderen, aber alle waren verödet. Hatte er geträumt? Er gab die Suche auf und trat aus dem Labyrinth der Gäßchen wieder auf den Achterburgwal.

Dicht vor ihm lag, zusammengefunken, auf der Bordtreppe eines der Giebelhäuser ein Mann, und nach allem zu schließen, war er tot.

Er fuhr sich über die Stirne.

Das Haus lag gerade gegenüber der Brücke, auf der er vor einigen Minuten gestanden hatte. Es hatte damals geschlafen, und es schlief jetzt. Woher der Schuß auch gekommen war, eins konnte er beschwören — nicht von dort. Aber wer war der Mann, der da lag, und lebte er, oder war er tot?

Er lebte.

Als der andere die Hand auf dessen Herz legte, fühlte er es deutlich schlagen. Ueberdies drang ein schweres Röcheln aus seinem Halse. Aber warum lag er da? Eine rasche Untersuchung genügte, um es zu zeigen. Die Schläfe entlang lief eine lange Wunde, wie eine Furche durch rote Erde gezogen. Das Haar war blutverklebt, und Blut war über das rechte Auge geflossen, so daß das ganze Auge wie eine blutende Wunde aussah. Aber die Wunde an der Schläfe war die einzige Spur äußerer Gewalt. Der andere konstatierte es und wollte sich gerade erheben, um Hilfe herbeizurufen, als eine schwere Hand auf seine Schulter niederfiel:

„Sie hätten ihn ein bißchen flinker plündern müssen, mein guter Mann. Sie sind verhaftet!“

Ein Polizist hatte sich gerade im richtigen Augenblick gezeigt. Ohne die Erklärungen anzuhören, die man ihm gab, führte er die Signalpfeife an den Mund und ließ sie ertönen.

„Sparen Sie Ihre Worte! Sie werden bald Verwendung dafür haben! Uha! Da sind Sie, Kerl! Schaffen Sie rasch eine Ambulanz herbei, während ich diesen sauberen Patron im Auge behalte. Aber nur geschwind.“

Es dauerte eine Viertelstunde, bis der Konstabler Kerl mit der Ambulanz kam. Aber es dauerte ein paar Stunden, bis es dem Mann vom Achterburgwal gelang, den wachhabenden Polizeioffizier zu überzeugen, daß er Dr. Josef Zimmertür war, praktizierender Psychoanalytiker, Heerengracht 124, und keinerlei Anteil an dem Verbrechen am Achterburgwal hatte.

Was dieses betraf, war es, als er das Polizeikommissariat am Alten Weg verließ, ebenso unerklärlich, wie da er hingekommen war. Das Opfer lag noch immer in betäubtem Zustand da, unfähig, eine Aufklärung zu geben, oder auch nur eine Silbe zu antworten. Eines war sicher: hier lag ein Attentat vor. Hätte der Mann sich selbst erschossen, so müßte man die Waffe in seiner Nähe gefunden haben. Aber die Polizei, die sich so allmählich entschlossen hatte, Dr. Zimmertürs Erzählung Glauben zu schenken, hatte die ganze Umgegend, sowohl den Dudezijs Vorburg als auch den Achterburgwal, absuchen lassen, ohne von der Waffe oder dem Verbrecher eine Spur zu finden. Was das Motiv der Tat betraf, konnte es nicht Raub gewesen sein, denn der Mann war im Besitz von etlichem Bargeld. Hingegen besaß er keine Papiere und auch sonst keinen Gegenstand, die andeuteten, wer er war.

Es blieb nichts anderes übrig, als seine eigene Aussage abzuwarten. Und diese würde wohl nicht lange auf sich warten lassen, denn die Wunde an der Stirne war durchaus nicht lebensgefährlich.

(Fortsetzung folgt.)

Sanzweise.

Und wo gehn wir, wo gehn wir am Herrensonntag hin?
Die Wiesen sind mit einemal so wunderbar grün,
Der Liebegott, der lacht mit dem ganzen Gesicht:
Ei, seht ihr, meine Mädel mit den Gelbzöpfen nicht?
Der Liebegott, der hat es gar trefflich gemeint,
Daß alleweil von früh an die Tagsonne scheint!
Daß gleich auf jedem Apfelbaum ein Finkenmann pfeift, —
Jetzt möcht' ich halt nur wissen, wo der Glückshas läuft!
Und wie soll's denn, wie soll's denn im Himmelsgarten sein?
Stehn siebentausend Heilige im Wachskerzenschein,
Sie geigen und harfen, der jüngste, der träumt:
Ei — hab' ich drunt' im Erdenland viel Liebes verjäumt!

Alfred Suggenberger.